

Thun

— 17 —

und viel schwerer zu packen sind als irgendein kleiner Beamter, den man voranschickt, um die Terrainverhältnisse zu erkunden. — — das sozialdemokratische Organ rückt zum erstenmal mit schwerem Geschütze auf, Ausdrücke wie Schuft, Schurke und Gesindel fallen. — — Man wird sehr genau zu kontrollieren haben, ob nicht nach kurzer Frist die alte Liebenswürdigkeit wieder in die Erscheinung treten werde, die Liebenswürdigkeit, die ja von der Gemeinde im reichsten Maße gespendet wurde, als es sich um eine gewisse Aufenthaltsberechtigung handelte. — —

*

— — Heute kennt man keine falsche Scham, und namentlich die männlichen Dirnen, die berufsmäßigen Erpresser, die nach Wien verschlagenen Bakonyerwäldler werfen sich stolz in die Brust. Sie kennen keinen Geniarer. — — die Einbrecher in das Privatleben — — die Meister der Zunft — —

Die Boseler Nachrichten,

die bekanntlich auch ‚Der Tag‘ genannt werden, haben sich noch zu Bekessys Abgang die Reserve auferlegt, die der gemeinsame Geldgeber ihnen auferlegt hatte. Eigentlich kam kaum mehr heraus als dieses:

Die Verhaftung des Direktors des Kronos-Verlages Eugen Forda hat innerhalb der Blätter des genannten Verlages eine Situation geschaffen, die rasch nach einer Klärung verlangt.

Aber da muß ich wirklich mich auf den altösterreichischen Standpunkt stellen: Wir können warten. Das heißt, auf jede andere Klärung als die einzig mögliche: daß Blätter eines Verlages, dessen Direktor verhaftet wurde, ihr Erscheinen einstellen, nicht ohne daß vorher noch weitere Verhaftungen erfolgen. Jede andere Klärung, die »rasch verlangt« wird, geht die Öffentlichkeit einen Schmarren an. Das sind intern journalistische oder gewerkschaftliche Sorgen und wir haben ausschließlich kulturelle und kriminalistische. Wir verlangen Verhaftung, Ausmistung, Einstellung und dergleichen. Wenn dies besorgt ist, wollen wir unsere Aufmerksamkeit den wahlverwandtschaftlichen Interessen zuwenden, in denen das »rasche Verlangen« nach Klärungen anderer Art wurzelt, also einem Gebiet, wo schon aus

der Gemeinsamkeit des Druckbetriebs sich ein Analphabetyarantum herausgebildet hat, welches das Verlangen nach rascher Klärung als ein rasches Verlangen nach Klärung ausdrückt. Und vor allem jene gewisse Czernowitzigkeit, die zu den übelsten Erscheinungen der Wiener Gegenwart gehört. Dann aber möchte ich mich, unbenebelt von allem freiheitlichen Dunst, als einer, dem in geistigen Dingen die Kulturversauung von links wie von rechts gleich unerträglich ist und dem keine politische oder sonstige Maskerade das Unwesen verumumt — dann möchte ich mich einmal an die Frage machen, ob es nicht eine der ärgsten preßgesetzlichen Fahrlässigkeiten ist, ein Stück öffentlicher Meinung zu dulden, das von einem Plutokraten dirigiert wird, ohne dessen Rädelsführerschaft ausdrücklich zu bekennen. Nebst der Neuerung, daß Sitzredakteure für das Delikt haften, also unter Umständen zu sitzen haben, muß eine Bestimmung der bevorstehenden Reform lauten: Weiß Brot ich esse, hat an der Spitze des Liedes genau so deutlich erkennbar gemacht zu sein wie die finanzielle Herkunft jeder Zusatzstrophe. Der ‚Tag‘ kann sich darauf verlassen, daß ich mich nicht bloß mit Kleinigkeiten wie der ‚Stunde‘ abgebe, sondern im Feld einer kompromittierten Freiheit ganze Arbeit verrichten will. Ich weiß zwar, daß solches Beginnen Herrn Bosel zu dem Seufzer veranlassen wird: »Alle gehen sie auf mich mit dem Damoklesschwert los!« Aber wenn ich einmal auf eine Erscheinung mein Augenmerk gerichtet habe — vorausgesetzt, daß mich nicht Shakespeare oder die Sprachlehre ablenken —, so pflege ich zu mir selbst zu sagen: »Die Sache muß mir aalglatt erledigt werden!«

18
1887

010

Sparen!

Wenn man so eine Nummer der ‚Stunde‘ durchblätterte, fiel einem vor allem der redliche Ernst auf, mit dem für alle Zweige der Verwaltung, Volkswirtschaft und Erotik auf Sparsamkeit gedrungen ward. Bei aller Betonung der Notwendigkeit eines stark entwickelten Freudenlebens machte sich häufig ein gewisser puritanischer Zug bemerkbar, der öfter geradezu in einer Sympathie für »den Breitner« zum Ausdruck kam. Schon seinerzeit wurde ja eine unerbittliche Forderung an die Vertreter des alten Reichtums gestellt, welche dem neuen gegenüber, der ohnedies zahlt, überflüssig war. »Wer nicht den reinen Ursprung seines Vermögens einwandfrei nachweisen kann«, hieß es oder so ähnlich, »wessen Geist in Mätressenarmen erschlafft ist«, der mag sich auf eine strenge Kontrolle durch Forda, den gefürchteten Chef der Inseratenabteilung gefaßt machen. Diese Inseratenabteilung hat in Wien lange Zeit eine Rolle gespielt wie die Tscheka oder die Siguranza, doch muß man zugeben, daß Forda von den seiner Gewalt Ausgelieferten nichts Unmögliches verlangt hat und in seinen Maßnahmen in Übereinstimmung mit den moralischen Prinzipien der ‚Stunde‘ blieb. Umgekehrt war wieder, wenn sie Anspielungen oder Drohungen brachte, an denen sie es sich »vorderhand« genügen lassen wollte, die Fordahand nicht zu verkennen. Er war ein strenger, aber gerechter Erpresser, der auch im eigenen Amt keine Mißbräuche duldete und untergeordnete Organe, die sich Laxheiten zuschulden kommen ließen, unerbittlich zur Rechenschaft zog. Intransigent nach außen, zumal gegen Bankdirektoren, deren Lebensführung in keinem Verhältnis zu dem stand, was die ‚Stunde‘ beanspruchen konnte, gewährte er den Redakteuren eine gewisse Freiheit, freilich

nicht ohne deren Entartungen als mißlich zu empfinden. Bezeichnend hiefür ist ein markanter Ausspruch, der von ihm überliefert ist. In richtiger Erfassung ihres Wirkens, die gleichwohl keinen Übergriff duldet, bemerkte er: »Die Herren, die das zusammenstellen, was zwischen die Inserate erscheint, wollen manchmal das erschlagen, auf was alles beruht: das Geschäft«. Wie die Sache mit dem Vermögensnachweis und der Mätressenwirtschaft damals ausgegangen ist, weiß ich nicht, jedenfalls klagte die ‚Stunde‘, daß sie sich des Ansturmes der Mätressen, der schlecht abgefundenen, nicht erwehren könne. Und dies in einer Zeit, wo sie doch auch freie Hand brauchte zum Kampf für die armen Aristokraten, die sich reichen Amerikanerinnen verkaufen müssen und hernach von den Schwiegervätern geblitzt und ohne Dollars auf die Straße gesetzt werden, so daß sie unter Umständen sogar den Gefahren der freien Prostitution anheimfallen. Das Prinzip strenger Solidität in Bank- und Bettgeschäften hat der ‚Stunde‘ das Ansehen eines Blattes verschafft, dessen Antikorruptionismus nicht bloß bedrucktes Papier, sondern bare Münze bedeutet. Bezeichnend für den Ernst ihrer publizistischen Lebensauffassung war der Umstand, daß sie selbst dort auf Sparsamkeit drang, wo von der Verschwendung kein luckerter Schilling für Bekessy abgefallen wäre. Denn vieles, was auf den und jenen gemünzt war, zahlte sich nicht aus, und da eben nicht jede Erpressung gelang, konnte der Verlust an Autorität nur durch moralische Errungenschaften wettgemacht werden, durch einen Kampf um ideale Werte. Ich denke da nicht an die Unermüdlichkeit, mit der doch offenbar um Gottes Lohn das Antlitz des Herrn Schneiderhan immer wieder zur Anschauung gebracht ward, vermutlich als das Beispiel eines wohlgelungenen Stücks der Schöpfung; sondern mehr an den Eifer, mit dem ethische Grundsätze festgelegt wurden. So fiel es in einer Nummer auf, daß die Wirtschaft in der Bundestheaterverwaltung gezeißelt wurde, von der doch gewiß keine Schweiggelder zu erwarten waren, und daneben stellte sich heraus, daß die Vorfahren jenes Orlow, der in Raabs geschossen hat und auch als »Großfürst« die Phantasie der ‚Stunde‘ beschäftigte, Liebhaber der Kaiserin Katharina waren. Was aber dabei in fettem Druck hervorgehoben werden mußte, war das Moment der Verschwendung:

Die Liebe der großen russischen Kaiserin zu den jungen, eleganten Orlovs muß sehr intensiv gewesen sein, denn nach einem Bericht des damaligen russischen Finanzministers an den Fiskus

kostete die Liebe der Zarin zu den drei Orlovs dem russischen Fiskus nicht weniger als 50 Millionen Goldrublel,

die an kostbaren Geschenken und Geldzuwendungen an die drei Orlovs flossen.

Das ist entschieden zu viel und ein österreichischer Finanzminister hätte gewiß in analogem Falle dafür gesorgt, daß auch sein Freund der Landgraf zu so etwas kommt. Aber bei diesem verjährten Mißstand konnten doch selbst die argwöhnischsten Leser nicht vermuten, daß die fetten Lettern den Zweck haben, ihn dem russischen Fiskus und nicht bloß ihnen selbst klarzumachen. Wie es hingegen in der gleichen Nummer mit der Mahnung an die Wiener Banken stand, war eine andere Sache. Die Kaiserin Katharina hat eine Fortsetzung der Enthüllungen nicht mehr zu befürchten; aber nicht einmal Helios, nur Forda, der alles Irdische bescheint, vermag's zu sagen, ob das Folgende eine Quittung oder eine Mahnung ist:

— — Die Schweizer Bankdirektoren befehligen sich auch einer relativ bescheidenen Lebensführung, man sieht sie nicht, wie viele ihrer österreichischen Kollegen, bei allen möglichen gesellschaftlichen Veranstaltungen und lässig im Fond ihres Automobils zurückgelehnt, durch grüne Chausseen rasen. Der Luxus, den viele unserer Bankdirektoren treiben — von dem sich die allerdings nicht unbeträchtliche Zahl der sachlichen und gewissenhaften Persönlichkeiten unter ihnen fernhält —

(das dürften jene sein, die ihr Geld hinauswerfen)

steht mit den in Österreich gegebenen Verdienstmöglichkeiten im schreienden Widerspruch. Wenn die Bankdirektoren nicht anfangen, sich einzuschränken dann ist die Zukunft der Wiener Banken ein ernstes Problem. — —

Ist es also eine Mahnung zur Sparsamkeit oder zur Verschwendung? Man denkt einen Moment an die Verkehrtheit des Rufs »Zahlen!«, durch den doch der Gast den Wunsch ausdrückt, dem Kellner zu zahlen. Offenbar müßte er, damit der Kellner ihm zahle, »Sparen!« rufen. Unter allen Umschreibungen, die im

Stadium der Voruntersuchung wünschenswert sind, ist diese wohl die delikateste. Und um den Banken klar zu machen, was sie müssen, genügt es, ihnen zu sagen, was sie nicht dürfen:

die Banken dürfen auch keine eigenen Zeitungen aushalten, sie dürfen auch nicht ihren Direktoren übervalorisierte Gehälter bezahlen, kurzum, sie müssen ihren Spesensetat auf ein Maß hinabschrauben, das den gegebenen Entwicklungstendenzen entspricht.

Die Finanz lebt in Österreich auf einem zu großen Fuß. Die Ziffern der Goldbilanzen machen diese Tatsache sinnfällig. Gegen diese Ziffern kann man nun keinen Krieg führen, am allerwenigsten mit bezahlten Communiqués und mit bezahlten Generalversammlungsberichten.

Also, sollte man glauben, wird wohl den Banken nichts übrig bleiben als sparen, sich einschränken wo es geht und zahlen. Eigene Zeitungen auszuhalten ist überflüssig und mit bezahlten Communiqués richtet man gar nichts aus, solange sie nicht zweckmäßig verteilt werden. Aber die Wirklichkeit ist leider anders und es stellt sich immer mehr heraus, daß die Bankdirektoren, im Fond ihres Automobils zurückgelehnt, gar nicht geneigt sind, auf den schreienden Widerspruch zu hören, die in Österreich gegebenen Verdienstmöglichkeiten zu berücksichtigen und den Entwicklungstendenzen zu entsprechen. Das sind die Enttäuschungen, die jedem, der hierzulande einen moralischen Kampf führt, vorbehalten sind. Geht's mir denn anders? Es ist eine harthörige Welt. Der Ruf »Sparen!«, fürchte ich, wird immer eine ideale Forderung bleiben.

Die Gefangenen

ist der Titel eines Artikels der „Stunde“, in welchem sie jedoch nicht über die Angelegenheiten ihres Personals berichtet, vielmehr führt der Prozeßbericht in der gleichen Nummer den Titel »Die Inserate der Nordisch-Österreichischen Bank«. In jenem nun wird anlässlich des Budapester Verbotes des Theaterstücks »Die Gefangene«, welches die lesbische Liebe behandelt und infolgedessen Herrn Reinhardt herausgerissen hat, eine interessante sozialkritische Perspektive gestellt, die von den Budapester Lesbierinnen schnurgrade über mich zu Herrn Sieghart führt. Das verbindende Moment ist, daß wir alle, die Lesbierinnen, Herr Sieghart und ich, Gefangene unserer Heuchelei sind. Jene wollten nicht, daß ein Stück aufgeführt werde, welches an ihre Eigenart erinnert, dieser zahlt nicht und verlangt noch eine Preßgesetzreform, und was mich betrifft, so ist der Zusammenhang mit dem Budapester Verbot vollends offenbar:

Herr
S
L
H

Der große Revolutionär, der sich ängstigt, wegen seines guten Appetits angegriffen zu werden, der seine Ideale nur liebt, wenn er sie mit dem ganzen Komfort des Lebens umgeben kann, der nicht den Dualismus zwischen seinem Sein und seinem Wirken fühlt, sucht seine Gewissenskrupel durch ununterbrochenes Moral-Kraftmeiertum zu übertönen. Der große Bankdirektor — —

Verweilen wir bei mir. Was da in großen Zügen als ein Abbild meines Lebens entworfen wird, ist interessant, jedoch nur zum Teil richtig, zum Teil aber nicht. Unrichtig muß sein, daß ich den Dualismus zwischen meinem Sein und meinem Wirken »nicht« fühle, weil ich doch sonst nicht nötig hätte, Gewissenskrupel zu haben und sie sogar zu übertönen. Alles übrige dürfte richtig sein, doch könnte ich dazu nur sehr subjektive Wahrnehmungen beibringen, die der Erkenntnis meines Wesens nicht besonders förderlich wären. Das mit dem Appetit ist natürlich Ermessenssache. Der eine frißt sechs Gullasch im Tag und gilt als Asket, der andere nicht eines und wird ein Vielfraß gescholten. Ob die »Letzten Tage der Menschheit« entwertet wären, wenn ihr Autor wirklich

imstande wäre, wie authentisch berichtet wird, fünfzehn Indianerkrapfen zu verschlucken, bleibe dahingestellt. Wer auf diesem Standpunkt steht, müßte bei der Versicherung des Autors, daß ihm schon einer zu viel ist und daß er Schlagobers weder von Richard Strauß noch in der Natur sehen kann, mindestens stutzig werden, die Wahrheit dieser Aussage überprüfen, und dann die »Letzten Tage der Menschheit« auf ihren absoluten Wert hin betrachten. Was den Appetit als eine Eigenschaft betrifft, die auf die künstlerische Produktion nolens volens abfärbt, so kann ich beteuern, daß ich nicht ein Drittel von dem esse, was ein durchschnittlicher Erpresser im Tag zu sich nimmt, denn die Arbeit, die ich allein mit ihm schon habe, läßt mich nur zu einer einzigen Mahlzeit kommen, deren Hast vielleicht dem oberflächlichen Betrachter den Eindruck der Gier machen könnte. Ob diese Arbeit, die ich so unermüdet, bloß mit dem Behelf der Sprache, in Kanälen verrichte, auch etwas wert ist, kann ich natürlich nicht sagen, wiewohl ich es könnte; aber daß an ihre Quantität kein Maß menschlicher Leistung hinanreicht und daß sie alle anderen Lebensnotwendigkeiten für mich zurückgedrängt hat, weiß ich. Ich lebe seit Jahren als Schwerarbeiter mit Achtzehnstundentag, man behauptet, ich sei unterernährt, und ich kann mir den Ruf starker Eßlust eigentlich nur so erklären, daß er noch aus der Zeit stammt, wo mir hin und wieder Herr Werfel Gesellschaft leistete und, wie das in Wien schon so ist, einer mit dem Finger auf den Tisch gezeigt hat: »Sehn Sie sich an, dorten sitzt der Fackelkraus!« Solches Quiproquo ist aber noch erträglich, wenn mir nicht auch die Autorschaft des »Spiegelmensch« nachgerühmt wird. Daß nun vornehmlich die Gier nach dem Nichtessen mich beherrscht, sagt schon einer meiner Sprüche und die Arbeit, die seit damals eher zugenommen hat, würde einen so enormen Widerspruch, wie er da meinem Appetit nachgesagt wird, gar nicht aufkommen lassen. Der Dualismus könnte also nur in allem sonstigen Komfort gelegen sein, mit dem die Neuzeit ausgestattet ist. Daß ich ein Badezimmer habe, will ich nicht leugnen. Daß ich aber meine Ideale nur liebe, wenn ich sie mit einem solchen umgeben kann, ist übertrieben. Immerhin steckt wie in jedem Paradoxon auch in diesem ein Körnchen Wahrheit, freilich nicht mehr als Schwarz unter den Fingernagel geht, sobald man eines gewissen

Luxus entbehrt. Aber darauf kommt es beim Schreiben nicht an, und die Hand eines Erpressers könnte manikürt sein und wäre doch nicht rein, und alle Wohlgerüche Arabiens würden sie nicht süßduftend machen. Das mit dem Komfort scheint nicht so sehr auf einer aktuellen Wahrnehmung meiner Bedürfnisse als auf der Lektüre meiner Aphorismen zu beruhen, in denen ich mit der Verwendung des technischen Fortschritts, um schneller zu sich selbst zu kommen, und mit dergleichen geflunkert habe. Aber da liegt der Dualismus zwischen meinem Sein und meinem Wirken offenbar darin, daß ich zeitlebens mehr für den Komfort gewirkt als ihn beansprucht habe. Wahr ist, daß ich dem technischen Fortschritt zuliebe so weit gegangen bin, mir ein wenn auch kleines Automobil anzuschaffen, welches sich aber insofern als Luxus herausgestellt hat, als ich damit nur selten zu mir selbst gelange, da mir auch dazu die Zeit fehlt, und das infolgedessen mehr von andern benützt wird. Zudem haben mich teils die Vorhaltungen der ‚Stunde‘ abgeschreckt, teils ein eigenartiges Erlebnis mit meiner Druckerei, das mich vollends veranlaßte, mich wieder mehr auf den Taxameter zu werfen. Als ich nämlich, entlarvt durch Bekessy, mich so gut es ging zu verteidigen suchte, schrieb ich von »diesem Kausalnexus«, ich weiß nicht mehr womit, und der Setzer machte daraus »diesen Kaiserluxus«. Von Stund' an hat es mich nicht mehr gefreut. Aber auch sonst ist der Dualismus vielfach hervorgetreten, indem ich wie ein rechter Heuchler heimlich Wasser trinke und den Wein verschmähe, den ich so oft gepredigt habe, nicht ohne vielerlei Unheil anzurichten, indem doch eigentlich die ganze freiheitliche Publizistik, soweit sie nicht Erpressung, sondern Weltanschauung betätigt, auf ein Mißverständnis meines Buches »Sittlichkeit und Kriminalität« zurückzuführen ist. In dieser Richtung habe ich allerdings Gewissensskrupel, die ich durch ununterbrochenes Moral-Kraftmeiertum übertönen muß, ja ich bereue sogar, daß ich mich damals nicht auf ein einziges Kapitel beschränkt habe, jenes, das von der Erpressung handelt und mehr geeignet ist, von meinen geistigen Spuren abzuschrecken, als auf sie zu verführen. Was aber den Komfort betrifft, so habe ich einsehen gelernt, daß er mich in der Arbeit geradezu hindern würde statt sie zu fördern, daß ein Minimum genügt, um meinen Idealen näherzukommen, und

niemand, der mich kennt, würde zweifeln, daß ich bereit wäre, zur Erreichung des Ideals, das mir speziell gegenwärtig vorschwebt, das letzte Hemd herzugeben, ja selbst das Automobil, sei es um Leute aus Wien hinauszubringen, sei es als Schubwagen für einen kleineren Bühnenausflug. Ob sonst einerseits mit den Budapester Lesbierinnen und anderseits mit Herrn Sieghart und wieder zwischen diesem und jenen ein wesentlicher Zusammenhang besteht, das zu beurteilen muß dem sozialpsychologisch geschulten Blick überlassen bleiben. Eine unverkennbare Gemeinsamkeit, die mich mit diesen Interessengruppen verbindet, tritt jedenfalls so pointiert hervor, daß sie den Schluß des Artikels bilden kann mit dem Ausklang jener drei Punkte, die das weitere Nachdenken dem Leser selbst überlassen:

Und sie ahnen gar nicht, daß sie alle Gefangene sind, Gefangene ihrer Heuchelei. Der Kerkermeister, der sie daran verhindert, aus der Zelle ihres Geheimnisses zu treten, ist der Gott, zu dem sie beten . . .

In dem reichen Schatz an Bildern, den wir da täglich, mit Ausnahme des Sonntags, wo das Museum geschlossen ist, bestaunen können, erscheint in letzter Zeit die Stofflichkeit des Landesgerichts stark betont, wir lesen da von seelischen Gendarmerie-Wachtmeistern, sehen häufig Triebe arretiert und eskortiert, und schon finden wir uns in der Zelle selbst, aus der uns ein Kerkermeister nicht hinausläßt. Ob dieser nun der Gott ist, zu dem ich bete, kann nur mein Unterbewußtsein wissen und jeder, der sich darin auskennt wie in der Westentasche eines Bankdirektors. Möglich ist es aber schon, daß ich zuweilen bete, Gott möge den Imre Bekessy behüten.

— 27 —

Glossen

Es hat eine Überraschung zu sein

— — Die Redaktion der »Bühne« hat die Lieblingskünstler des erwachsenen Publikums ersucht, in den schönsten Park der Stadt zu kommen und den Kindern zu erzählen. Die Märchen oder Geschichten werden von den Künstlern selbst ausgewählt; es unterliegt keinem Zweifel, daß die Seele unserer Kinder durch manche Schätze der Märchenliteratur bereichert werden wird. In dieser Weise werden die Kleinen auch unmittelbar die Bekanntschaft unserer Prominenten machen — — Es hat eben eine Überraschung zu sein. Aber aufs Wort: Ihr Wiener Kinder, Ihr werdet zufrieden sein!

Ganz das Nämliche habe ich mir so oft im Stillen gelobt.

Märchen

Dafür wollen wir uns, liebe Kinder, recht bald bei einem neuen Märchen-Nachmittag wiedersehen. Bis dorthin seid hübsch brav! Verspricht Onkel Imre, der immer eine Überraschung in der Tasche hat, weangleich sonst zumeist nur für die Großen. Noch in der Stunde, da ihm der Getreuesten einer entrissen war — wir sind Kummer gewohnt —, sorgte er für die Kleinen, denen allerlei Geschichten erzählt wurden, so die vom Schweinehirten, die Vögel sangen im Burggarten, als müßten sie gleich den Künstlern, und zum Schluß fragte alles:

»Schon aus?«

Ja, ja, wer wird sich nicht dieser Stunden der Kindheit erinnern! Wer aber kann wissen, wann und wo der nächste Märchen-Nachmittag stattfindet. Also es war einmal ein — Gott, was könnt' ich für Märchen erzählen, wenn es im Stadium der Vorerhebungen erlaubt wäre! Mit einem Märchen, so wurde uns gesagt, erreicht man mehr »als mit der strengsten Strafe«. Aber als ein strenger Erzieher möchte ich doch auch auf diese nicht verzichten und erst später den Erwachsenen das Gruseln beibringen.

Verschiedene Unbilden

Das Schüler-Turnier der »Sport-Stunde«, dessen Verlauf leider durch verschiedene Unbilden gestört war, kann nun endlich doch unter Dach gebracht werden.

Samstag finden auf dem Simmeringer-Platz die Schlußspiele der beiden Gruppen statt und im Anschlusse daran die Überreichung der Preise an die Sieger und Zweitplacierten des Finales durch den Protektor unserer Veranstaltung, Landesgerichtsrat Dr. Ebersthaller.

Nebstdem, daß es das Wetter mit unserem Unternehmen nicht gut gemeint hat — es mußte eine Menge von Turnieren wegen Unbenützbarkeit der Plätze verschoben werden — suchte man in totaler Verkennung des Zweckes unseres Turniers auch seitens der Schulbehörden, durch einen Erlaß, die Abwicklung zu vereiteln. Es hieß darin, daß den Schülern die Teilnahme an Veranstaltungen, die von privater Seite in Szene gesetzt wurden, nur über ausdrückliche Bewilligung ihrer Schulleitung gestattet sei.

Dieses Zirkular an die Schulen erfolgte in einem Zeitpunkte, da der größere Teil der neunzig Matches unseres Monstretourniers bereits abgewickelt war. — —

Was das Wetter anlangt, so handelt es sich um eine oft beklagte Unbill, von der man nur hoffen kann, daß sie sich noch öfter einstellen wird. Was den Landesgerichtsrat betrifft, der der Protektor ist, so wird wohl untersucht werden, ob ein solcher anders als im Dienste das Protektorat über Veranstaltungen der »Stunde« zu übernehmen hat und ob es seiner Stellung angemessen ist, das Geschäft von Leuten zu fördern, die sich im Stadium der Vorerhebungen nach § 98 b befinden. Denn es müßte schon eine totale Verkennung des Zweckes, sowohl unseres Turniers wie unserer Justiz sein, solch einen Skandal hingehen zu lassen, der den Fall »Photo Pastrovich«, die Widmung eines Schiebergruppenbildes durch einen photographierenden und als »Stunde«-Leser photographierten Staatsanwalt noch übertrifft. Was die Schulbehörden angeht, so sind sie zu ihrem Erlaß zu beglückwünschen, dessen rechtzeitige Einschärfung sie in künftigen Fällen wohl nicht versäumen werden. Wenn insbesondere wieder das Gymnasium mittun sollte, dem ich selbst zu einer Zeit angehört habe, wo es noch keinen Sport gab und noch weniger eine Revolverjournalistik, die an der Ertüchtigung der Jugend mitwirken konnte — wenn ich noch einmal ein Gruppenbild von Zöglingen dieser Anstalt, mit der mir die Erinnerung an die

ideale Reinheit eines Lehrers verbunden ist, an der Willinger-Front erblicke, so würde ich in Zukunft selbstverständlich verweigern, ihnen Vorlesungen aus Raimund und Nestroy zu halten. Das wird ihnen vielleicht nicht so schmerzlich sein wie der Verzicht, für den Kronos-Verlag fußzuballen, und sie dürften dem Mentor zustimmen, dem ihr Wohl wie folgt am Herzen liegt:

Bewahret die Jugend vor dem frühzeitigen Einfluß des Klubgetriebes, lasset ihnen ihr Glück im Spiel »Schüler gegen Schüler«! Wichtiger ist aber, sie vor dem frühzeitigen Einfluß eines noch ganz anderen Getriebes zu bewahren, und so ist zu hoffen, daß es an den autoritären Unbilden nicht fehlen wird, daß die Schulbehörden, der Wettergott und hauptsächlich das Landesgericht ein Einsehen haben und störend dazwischentreten werden.

2/10/4
/

Kollmann und Bekessy

(wo sind die Zeiten) haben Gedanken und Komplimente ausgetauscht. Realpolitiker und Illusionist fanden sich in Baden bei einem guten Tropfen zusammen, durch welchen dieser jenen zu dem bekannten Trinkspruch veranlaßte, ohne auf ihn einen besonderen Zwang auszuüben. Bekessy meinte, der heutige Ausflug sei »ein echt wienerischer«, aber nicht weil Baden erst entdeckt werden müßte:

Es steckt doch in jedem Wiener ein Stück Badener und sicherlich auch in jedem Badener ein Stück Wiener.

Vielmehr sei der Ausflug darum ein echt wienerischer, weil er »nicht die Wirklichkeit, sondern ihre Illusion gibt«. Diese Erkenntnis prägte Bekessy noch zu einem anschaulichen Vergleich aus. Man sehe »oft in Nußdorf oder Pötzleinsdorf brave Wiener mit Nagelschuhen und schweren Rucksäcken im gemütlichen Wirtshaus sitzen«. Das seien alles Leute, die

die Illusion des großen Ausfluges suchen
und das sei gut so.

Denn der Wiener, der in seinem Wochentagsrucksack Sorgen und Leiden des Wiener Lebens trägt, soll wenigstens am Sonntag die Illusion der Unbeladenheit haben.

Darum eben legt er sich den schweren Rucksack auf. Kollmann widersprach dem keinesfalls, fragte auch nicht nach der Anzahl der Stücke Budapester, die in jedem Wiener und darum auch in jedem Badener stecken, sondern bestätigte, daß dieser Ausflug ein echt wienerischer sei. »Und nicht nur dieser, sondern alle Ausflüge der ‚Bühne‘« seien es, aber aus einem ganz andern Grund: denn der Wiener hat einen tiefen Wunsch in seiner Seele: daß andere für ihn sorgen.

Die Veranstalter »erledigen die Reise, besorgen das Essen, liefern die Unterhaltung und führen die Naturschönheiten vor«, während der Wiener nur zu genießen hat. Und damals wußte man noch nicht einmal, daß Bekessy Größeres plane, nämlich die Wiener auch nach Vöslau zu führen, wo er sie zwei Stunden lang baden lassen will. (Die Weisung »Badesachen mitzunehmen« bezieht sich natürlich auf den Eintritt ins Bad.) Und wäre denn eine innigere Verbindung zwischen einem Blatt und seinen Lesern denkbar, als daß sie unter den Augen des Herausgebers baden? Bekessy sprach aber schon in der Entrevue mit Kollmann den Gedanken aus, diese Ausflüge hätten »vielleicht die Bedeutung, daß sie beweisen, Zeitung und Leser gehören zusammen«, zumal in einer Zeit,

in der so viele darnach streben, Zeitungen und Leser zu entfremden.

(Schlechte Zeiten.) Kollmann wies jedoch darauf hin, daß er schönes Wetter mitgebracht habe, und stellte an den hohen Besucher die Bitte,

daß der Blätterwald, den er beherrscht, zu allen Zeiten über Baden seine schützende Hand hält.

Er sprach Bekessy als eine Art Naturbeherrscher an:

Machen wir Böses, dann lassen Sie die Wolken vor die Sonne ziehen, machen wir aber Gutes, dann lassen Sie den Himmel und alle Gestirne auf einmal scheinen.

Daß dieser Wetterwechsel der Stadt Baden teuer zu stehn käme, konnte er leider nicht mehr bedenken, als er sein Glas auf das Wohl des teuren Gastes leerte; seine Position als Finanzminister war schwankend, wenngleich noch nicht erschüttert. Bekessy aber, dem die Ehren des Tages galten und der damals bloß erst die Illusion des großen Ausfluges hatte, war im Nu von

— 31 —

zwanzig dankbaren Wienern umringt, die an ihn die Frage richteten: »Wie können Sie das alles um diesen Preis leisten?« Worauf die achtzig Administrationsbeamten des Kronos-Verlags, die auch mit von der Partie waren, die Antwort gaben:

Für den Kreuzwörter-Schnelligkeitsbewerb hat die Firma Eberhard Faber ihre ausgezeichneten Kreuzwörter-Bleistifte in liebenswürdiger Weise gratis zur Verfügung gestellt.

Wenn ich ein Wachauer Dirndl wär

das genötigt war, die Bühnenausflügler in Originaltracht zu begrüßen, ich ertränkte mich heute in den Fluten der Donau. Wäre ich ein Pionier, der vom Heeresministerium beauftragt war, die Gesellschaft mit dem Scheinwerfer zu beleuchten, ich würde Deserteur. Nur wenn ich ein Wiener Künstler wäre und gar ein »prominenter«, also einer, der immer vorauslaufen mußte, um die Bagage schon am Ziel zu erwarten, so bliebe ich, was ich bin und den Erpressern zu ferneren Diensten erbötig. Wäre ich jedoch Finanzminister, so tät' ich alles andere als demissionieren, denn aufs Jahr kommt eh der Komet.

H 111

Wetterbericht

— Die Ungarn genießen doch die meiste Gunst beim lieben Gott! Wenn es bei ihnen regnet, dann hagelt es wo anders.

Man soll nichts verschreien. Der Wettergott könnte es vielleicht doch auch auf die Ungarn abgesehen haben und am Ende hagelt es dann »ausgesprochen«.

Ein schweres Herz

— Dann aber muß die Öffentlichkeit rasch davon überzeugt werden, daß die angeklagten Funktionäre der Wöllersdorfer A. G. diese ihnen zur Last gelegten Handlungen tatsächlich begangen haben. Das aber geht nicht an, daß

die Staatsanwaltschaft eine allmählich bereits zur Regel werdende Methode befolge, Angeklagte und Beschuldigte aus außerjuristischen Gründen unabsehbar lange Zeit im Stadium der Vorerhebungen und Voruntersuchungen zu belassen, ohne den Mut zur Anklageerhebung zu finden.

Je länger sich die Sache hinzieht, desto mehr beginnt man Zweifel in die Justizmaschinerie zu setzen — —

Aus dem Schlaf gesprochen

— — Eine Bande war ihm untertan, die ihm ihre Beute brachte, er war ihr Herr, ihr Souverän, und alle bildeten gewissermaßen einen Staat, einen Staat, der sich seine Steuern selbst abholt, einen Staat, der die Höhe seiner Erhaltungskosten, absolut bestimmt, einen Staat, der selbständigen Grundregeln gehorcht. Sein Repräsentant, Herr . . . durfte vom Gemeinen und Niedrigen nichts wissen, er brauchte nicht zu erfahren, aus welchen dunklen Löchern der Reichtum floß, den er schließlich in seine Flasche schüttete. Und der Gewinn aus seiner Hehlerei war eigentlich seine Zivilliste.

Im Mittelalter hätte so ein . . . ein Piratenschiff ausgerüstet und er wäre mit seinen Getreuen weit hinausgefahren ins große Meer der Ungewißheit. Ein kleiner Kaufmannsdampfer ist bald angerannt, die Besatzung niedergemacht und der Wareninhalt geraubt. Dann wird einige Zeit flott gelebt und ins Blinde weiter gesegelt, bis die zarten Umrisse einer Küste sichtbar werden. Und in einem ganz neuen Land siedelt sich schließlich die Truppe an, sie erweckt Bedürfnisse, sie verbreitet Kultur — —

Aber das alles bezieht sich auf Herrn Schwarzbarth. Natürlich wird dergleichen auch schon im Mittelalter vorgekommen sein, wo die Piraten bekanntlich den Kaufmannsdampfern scharf auf den Leib gerückt sind.

*

Der österreichische Bürger fühlt sich immer vom Schicksal zu der dunklen Stiege eskortiert, an deren Ende sein Lebensgefühl arretiert wird . . . die dunkle Stiege lag vor ihm, als er, umstellt von Gehässigkeiten, nicht wußte, wo der Menschenjäger mit der Paragraphenbüchse auf ihn wartete. . . .

*

Abraham

Wp

In Österreich kommt stets nach einem unrühmlichen Ende ein kleiner bescheidener Anfang.

*

— — Aber wenn sich die Unmoral nicht mehr rentiert, wenn die Krise so arg wurde, daß die Männer ihren Liebeskonsum einschränken müssen, dann bleibt der gequälten Kreatur nur noch die Flucht in die Anständigkeit. Bedeutet wieder diese Anständigkeit bloß ewige Fortsetzung des Elends, dann zerbröckeln die von ihr geschaffenen Hemmungen.

Kunstwelt

Alfred Grünwald schreibt uns aus Karlsbad:

Wie alljährlich, so befinden sich auch heuer einige prominente Persönlichkeiten der Kunstwelt hier. In erster Linie Richard Strauß, der mit seiner Frau im Grand-Hotel Pupp zu längerer Kur weilte. — —

— — Ich hörte hier folgenden Wortwechsel: »Überlassen Sie mir die Reversseite der Dolly Sisters und Sie bekommen von mir den Bauch der Mistinguette . . .«

Benatzky . . . Selim — —

Bekessys Schwanengesang

Was unwiederbringlich dahin ist, zeigt uns ein Blick auf die beiden Mittelseiten eines Heftes der »Bühne«, die von einer »Amateurrevue« berichten, zu der sich »eine Reihe prominenter Mitglieder der Wiener Gesellschaft« vereinigt haben, in deren Liste man Namen wie Jellinek, Goldberger, Lauterbach, Weintraub, Gießkann und Miesel findet. Oben sind 18 Girls aus der Unteren Donaustraße, wo sie am bewegtesten ist, porträtiert, unten eine stürmische Gruppe der Prominenten aus der Oberen Augartenstraße, die von Willinger beim Schöpfungsakt betreten wurden. Links und rechts eine begeisterte Kritik der Veranstaltung mit dem ermunternden Aufruf:

Hallo, meine Herren Amateure, wer schreibt die nächste Revue? Die Konjunktur ist gut.

In der Mitte aber in Riesenlettern, über beide Seiten gehend, der Titel des »Schlagers«:

Heut steht es in der »Bühne«

also eine sinnige Huldigung, die der Komponist (links) und der Librettist (rechts) als Freudenopfer auf dem Altar der Erpressung dargebracht haben, die bereits in den letzten Zügen nach Baden und Vöslau lag. Es folgen, den Tumult der Lebensfreude flankierend, Noten und Worte des Liedes, bei dem man sich nicht nur das Behagen der Hörer des »gesteckt vollen« Olympiasaals vorstellen muß, dessen Fassungsraum der Kritiker, außer Fassung, mit »500 Personen« bemißt, also mit genau so viel als wie jenen, denen ganz kannibalisch wohl ist. Nein, man muß sich dazu auch das Gesicht des Magiers vorstellen, der das Saublatt redigiert und den Text zum Druck befördert hat, jenes Liebstöckl, dessen Name offenbar nicht nur in der Botanik, sondern auch in der Psychoanalyse eine Rolle spielt. Die Revue heißt »Der Zauber einer Nacht«, und man kann sich schon denken, wie da gezaubert wird, denn es ist »eine ausgezeichnete Sache, witzig, nett, voll ursprünglicher Gedanken«, der Schlager ist »Heut steht es in der ‚Bühne‘«, und von diesem heißt es, daß er »seinen Weg machen wird«. Er hat also eben die Chance, die der Herausgeber hatte und der die Polizei in keinem der beiden Fälle entgegengetreten ist. Damit man nun, ganz im Sinne des Dahingegangenen, ein klares Bild davon erhalte, »was in Wien, anno 1926, möglich ist«, mache ich, wenngleich mit Überwindung des äußersten Grausens, von der Erlaubnis Gebrauch, mit der die Schöpfer des Liedes es »zur einmaligen Veröffentlichung der Theaterzeitschrift ‚Die Bühne‘ überlassen haben. Es ist ein »Charleston-Foxtrott«, ich habe ihn, ohne Noten lesen zu können, sofort richtig gesungen, und sein Text lautet wörtlich:

1. Ach wie bin ich heute doch so echauffiert,
So ein Glücksfall ist schon lang mir nicht passiert!
Meine kleine Freundin lacht iro-nisch,
Als ich ihr sag telepho-nisch:
Heut' steht es, heut' steht es, darauf warten wir schon lang,
Großmächtig, zum Küssen, na endlich Gott sei Dank! —
Heut' steht es, heut' steht es — auf der Seite Nummer zehn!
Mein Bildnis in der »Bühne«, das müssen Sie seh'n!
2. Niemand hat was Besseres noch je erlebt,
Wenn man vorn das Deckblatt nur ein bisschen hebt,
Sieht man es ganz deutlich in der Mit-te,
So herrlich bestätigt, bit-te:
Heut' steht es u. s. w.

1. 10. 26

1/13

Dies also war Bekessys Schwanengesang. Es ist vielleicht schon ein bißchen outriert. Man denkt, einer müsse es erfunden haben, der die äußerste Möglichkeit dieser Pofelfreudenwelt herstellen und eben in sie einschmuggeln wollte; dem der Nachweis der Kongruenz von Bordell und ‚Bühne‘ am Herzen lag. Denn solche Autokarikierung einer ihrer Tierischkeit unbewußten Realität, solch vollkommener, fast schon rührender Exhibitionismus wäre doch kaum vorstellbar. Wie immer dem sei: sieht man da nicht wirklich, wenn man vorn das Dreckblatt nur ein bißchen hebt, es ganz deutlich in der Mitte so herrlich bestätigt bitte, was in Wien anno 1926 möglich war und was eine Bevölkerung verloren hat, die diese Schweinkerle losgeworden ist? Sie haben sich, je nach Bedarf, auch über Pornographie entrüsten können, aber nur über den heimlichen Vertrieb eines unentbehrlichen Artikels, den auf der Straße auszurufen ihnen als der Sinn der Revolution erschien. Wenn Wien die Stadt ist, in der die dunklen und antisemitischen Gewalten den freien Geist an der Entfaltung hindern wollen, so wiegen sich 18 schmecketige Girls in den Hüften zu einem Gesang, der einem Gorilla die Schamröte in die Wangen treiben könnte. Eine gärende Jugend, schon für Herrenabende reifend, ist mit der Schöpfung dieser witzigen, netten, ursprünglichen Gedanken beschäftigt. Zur Erholung von einem Weltkrieg, in dem Millionen höherem Lebensgenuß entsagen mußten. Das Erpressungsgeschäft, das die Banditen unter heiteren Spielen betreiben konnten, war schließlich nur der Skandal einer Obrigkeit, die es geduldet hat. Das weitaus Ärgere ist, daß einem diese Bekessy, Tschupplik, Liebstöckl und ihr ganzer Troß draufgängerischer Freudenschlieferl die Lust verkehrt und nur das Gefühl beigebracht haben, daß einem die ganze Sexualität gestohlen werden könne. Vor dieser Spring-lebendigkeit einer auf freiem Bocksfuß lebenden Schar wäre dem leibhaftigen Priapus die Impotenz als ein Ziel erschienen, aufs innigste zu wünschen, und Cupido, zurückkehrend von einem Bühnenausflug nach Cythera, wäre zum Mucker geworden. Man wird lange Zeit brauchen, bis man auch nur die Lust wieder haben wird, den Naturschatz, der da vor die Säue geworfen wurde, vor der Moral zu schützen.

1 B

2
 auf dem
 Schmiedend
 (in
 Wien
 an der
 jüdischen
 Viertel
 (Museum))

Störungen im Fremdenverkehr

Daß der Psychoanalyse die Hebung des Fremdenverkehrs bis zu einem gewissen Grade zu danken ist, kann heute nicht mehr geleugnet werden. Trotzdem können natürlich Mißverständnisse vorkommen, wie jenes, welches den amerikanischen Konsul veranlaßt hat, die Anzeige gegen einen Seelenforscher zu erstatten, weil er in einem bestimmten Fall der Meinung war, daß das am Hotelgast verdiente Honorar in keinem Verhältnis zum Heilerfolge stand. Die Presse, die für die Freiheit der Forschung und des Erwerbslebens eintritt und darum gegen jede Knebelung des Aberglaubens Front macht, hat den Fall benützt, um die österreichische Behörde anzugreifen, die sich auf den zünftlerischen Standpunkt stelle, daß nichtgraduierte Personen zur Ausübung der seelenärztlichen Praxis nicht befugt seien. Aber abgesehen davon, daß die österreichische Behörde nur das Interesse hat, in der Durchführung des Fremdenverkehrs keine Reibungen eintreten zu lassen, und es ihr völlig gleichgültig ist, ob sich die Amerikaner bei Neandertaler Trachten oder bei Psychologie wohler fühlen, so dürfte der Spott, daß Österreich den »Höllerschansl« einer weltbewegenden Wissenschaft vorziehe, weit billiger sein als deren Praxis. Wenn man den Maharadscha, der doch gewiß ein Fremder von Distinktion ist, befragt, auf welche Art er lieber Geld im Land zurücklassen wolle, so wird er vermutlich dem Höllerschansl den Vorzug vor einem Seelenschlieferl geben, da jener nicht nur malerischer ist, sondern auch weniger anstrengend und ihm immerhin, wie der »Wünscheltrud« bei Nestroy, »bares Geld für klares Wasser« gegeben wird, während auf die Reinheit des Weins, den einem der Psychologe einschenkt, kein Verlaß ist. Diese Entschliebung des Maharadscha könnte natürlich nicht das Geringste gegen den wissenschaftlichen Wert der Psychoanalyse besagen, die, soweit sie nicht schon früher existiert hat, gewiß eine Errungenschaft bedeutet. Was aber die psychoanalytische Praxis anlangt, so wäre der Streit, ob vazierende Literaten oder dergleichen hervorragende Forscher zu ihrer Ausübung zuzulassen sind, am einfachsten und behufs Vermeidung jedwedes zünftlerischen Vorurteils so zu entscheiden, daß man graduierte Ärzte, die sie ausüben, wegen Kurpfuschererei anklagt.

+
falsch!
17

Samariter in Wien

Wenn Bühnenleute mit dem Auto jemanden überfahren, so ist es eine Pikanterie. Das prominente Schandblatt Wiens, das Selbstmorde als Zugkraft für Kreuzworträtsel erfindet, schrieb von einem Theaterdirektor, der sich hier niederlassen wollte, so ganz belläufig, er sei früher in der Schweiz tätig gewesen, wo er »das Malheur hatte«, ein Kind totzufahren, was dann auch noch ein »Pech« genannt wurde. Das Neue Wiener Tagblatt schließt sich wie folgt an:

(Schauspieler Treßler als Samariter.) Schauspieler Otto Treßler fuhr gestern mit seinem Privatauto über die Mariahilferstraße. An der Ecke der Zieglergasse lief die 19jährige Marie S unvorsichtig über die Fahrbahn und direkt in das Auto hinein. Sie wurde niedergestoßen und erlitt eine Rißwunde am Hinterhaupt und eine Quetschung des rechten Knies. Herr Treßler brachte die Verletzte im Auto in die Filialstation der Rettungsgesellschaft und nachdem sie dort verbunden worden war, in ihre Wohnung, Nobilegasse Nr. 26.

Es ist gewiß wahr, daß die Wiener Fußgeher die einzige Qualität, die von ihnen verlangt wird, nicht haben, nämlich gehen zu können. Während der Wiener in allen anderen Lebensverhältnissen zu paktieren gewohnt ist, schaut er auf der Straße nicht nach rechts und nicht nach links, sondern torkelt gradaus aufs Ziel los, glotzend, plauschend, zeitunglesend oder schlechtweg tramhapert. Er geht so für sich hin, um nichts zu suchen als den Tod. Man hat den Eindruck, als ob man unter lauter Selbstmörder geraten wäre, die mit allem abgeschlossen haben und denen die nächste Gelegenheit gerade recht ist. Nie und nirgend haben sie mehr Gedanken im Kopf als auf der Straße, wobei sie das Hupensignal durchaus nicht als Störung empfinden. Paris, von Wienern bevölkert, gliche des Abends einem Leichenfeld nach einem Großkampftag. In Wien müßte man von rechtswegen aussteigen und jeden einzelnen Wiener über die Straße bringen, um ihn der Gefahr zu entrücken und selbst weiter zu können, mag jener auch noch lange stehn und starren. Offenbar trifft also den Herrn Treßler, der, falls er die Tätigkeit selbst ausübt, gewiß mindestens ein so guter Chauffeur wie Schauspieler ist, nicht die geringste Schuld an dem Unfall. Aber hat er ein Verdienst daran? Hätte er die Überfahrene

auch liegen lassen können? Konnte er sich, selbst ohne Mitleidsregung, dem Mißverständnis, daß er schuld sei, durch Abfahren entziehen? Immerhin ist es doch eine Selbstverständlichkeit, daß ein Automobil, dessen Lenker ja die moralische Pflicht hat, jeden auf der Landstraße Verunglückten ins nächste Spital zu bringen, den von ihm selbst Nieder gestoßenen aufnimmt. »Samariter« wäre nicht einmal der intervenierende Lenker des andern Autos. Aber wenn auf einer Wiener Straße etwas geschieht, so ist es nicht das Unglück des Betroffenen, das in der Lokalchronik verschwindet, sondern der Erfolg des Täters. In Wien wird's halt eine Reklamenotiz. Und hinter ihr wird das glotzende Gesindel sichtbar, das auf der Straße die Funktion erfüllt, den Verkehr zu stören und die Hilfeleistung zu hemmen, zumal wenn der Samariter eine stadtbekannte Persönlichkeit ist. Dem Verunglückten wird höchstens manchmal die Aufmerksamkeit zuteil, daß ihm für alle Fälle das Geldtaschel abgenommen wird. Ältere Leser der Fackel erinnern sich noch an die konfiszierte Notiz über die »Hochgeborenen Samariter«, die durch die weit verdienstvollere Intervention des Abgeordneten Masaryk, der mir damals gegen das Haus Habsburg beistand, parlamentarisch gerettet wurde und sofort wiedererscheinen konnte. Es war dargestellt, wie die minimale Pflichtleistung eines Erzherzogs, die kaum mehr als die höchstpersönliche Anwesenheit bedeutet hat, aus der Betrachtung einer servilen Presse als Ruhmestat hervorging, an der doch nichts bemerkenswert war als das Aufsehen und Gedränge der grüßenden Kanaille, die durch einen förmlichen Wall von Devotion die Hilfe erschwert hatte. Man wäre in einem Zustand der Traumverlorenheit gleich dem des Wiener Fußgängers befangen, wenn man wähte, daß dergleichen in der Republik nicht mehr vorkommt. Abgesehen davon, daß ein Erzherzog seine Zugkraft beiweitem nicht eingebüßt hat — denn man könnte sich ganz gut vorstellen, daß hinter der haushohen Hoheit, wenn sie nicht in Basel lebte, die ganze Innere Stadt wie eh und je einherginge —, abgesehen von der Unveränderlichkeit in diesen Belangen besteht der republikanische Fortschritt auf der Wiener Straße in dem Stehenbleiben vor jedem Fußballer oder Filmfatzken. Die 19jährige Marie S. hat eine Reiß-

wunde am Hinterhaupt, und wenn die Neugierde der Umstehenden dem Interesse für den Samariter und dieses endlich ihm selbst Platz gemacht hat, so fährt sein Automobil durch ein Spalier von Hochrufern zur Rettungsgesellschaft. Falls die Aktion nicht noch durch den Umstand verzögert wurde, daß Fräulein Körmendy und Fräulein Löwenstamm ihre Autographenalbums bei sich hatten.

Der Ring des Lippowitz

Ist hervorragenden Persönlichkeiten durch die Nase gezogen worden, damit sie Äußerungen über die Stiftung des Herausgebers des ‚Neuen Wiener Journals‘ abgeben. Bahr, der nicht erst gebündigt werden mußte, sagt es so auf:

Von den liebenswürdigen Einfällen, an denen unser verehrter Freund Lippowitz so reich ist, traf noch keiner so mitten ins Herz des Wieners wie der anmutige Gedanke, seinen »Burgtheaterring« zwischen dem Burgtheater und der Dichtung wechseln zu lassen, gleichsam als einen Verlobungsring der beiden. Der alten bewährten unverbrüchlichen Freundschaft zwischen Burgtheater und Concordia setzt er damit ein währendes Denkmal. Und es ist ein Denkmal allerliebster Art, ein Denkmal, das man an der Hand trägt!

Aber da es doch nicht alle Wiener, denen der Einfall mitten ins Herz traf, an der Hand tragen, sondern im Jahr höchstens einer, so wird bloß dieser sich an die Freundschaft zwischen Burgtheater und Concordia erinnern, es wäre denn, daß auf der Straße alle andern Wiener auf ihn losstürzen mit dem Ruf: »Bitt, anschauen lassen!« Freilich könnte es dann geschehen, daß sich ein zweiter Wiener das Denkmal als Andenken aneignet, einer, dem die Freundschaft zwischen Burgtheater und Concordia besonders nahegeht. Dies also, was Bahr anlangt und sein Liebsgetändel. Beer empfindet den Ring mehr als

eine kraftvolle Mahnung an die Zeitgenossen, sich dem wichtigsten Kulturfaktor wieder mit jenem Herzensinteresse, jener von Verständnis erfüllten Gunst zuzuwenden, die früher für das Publikum Wiens geradezu charakteristisch waren.

Er meint aber nicht das Neue Wiener Journal, sondern die Kunst überhaupt. Daß Herr Herterich mittut, versteht sich von

~~selbst~~
H. Hussarek
selbst; er schließt mit dem Ruf »Vivant sequentes!«, was sich aber nicht auf seine Nachfolger in der Burgtheaterdirektion, sondern auf die späteren Ringempfänger beziehen soll. Dann folgt ein Blick in die Vergangenheit. Was wir einst an Herrn Hussarek für einen prächtigen Ministerpräsidenten gehabt haben, ~~ist~~ seine ~~ausführliche~~ Ausführung über den Ring des Lippowitz so recht empfinden. Er gedenkt zuerst wehmütig des verlorenen Mäzenatentums des Hauses Habsburg, muß aber zugeben, daß wir in Lippowitz einen gewissen Ersatz gefunden haben: Lippowitz

Um so begrüßenswerter ist es, wenn aus unserer demokratischen Gesellschaft Persönlichkeiten auftreten, die diese Einbuße wenigstens teilweise wettzumachen bestrebt sind.

nm
Dereinst werden also auch die unbeugsamsten Monarchisten zugeben müssen, daß unter Lippowitz die Wissenschaften und Künste in Wien geblüht haben. Einen interessanten Gedanken hat, noch knapp vor seinem Abgang, der Unterrichtsminister Schneider, der die Stiftung gleichfalls für eine sehr glückliche Idee hält:

In meinen Augen deutet sie sinnvoll die innige Verbindung zwischen dramatischer Dichtung und der sie zum sichtbaren Leben erweckenden darstellenden Kunst an.

In diesem Sinne kann er sich des Wunsches nicht erwehren daß die größten Vertreter der dramatischen Dichtung und die bedeutendsten Schauspieler durch diese Ringe immer miteinander verbunden seien.

Einen ganz ähnlichen Gedanken, wengleich nicht so persönlich, hat schon Lippowitz im Stiftungsbrief ausgeführt, aber es ist nicht unmöglich, daß Herr Schneider von selbst darauf verfallen ist, als jener ihm in seinem Privatbrief den Sinn der Stiftung auseinandersetzte, und der Gedanke an einen Bund liegt schließlich dem Minister nicht zu fern. Wir sind ein kleines Land mit beschränkten Lebensbedingungen und da soll man sehen, wie begehrt dagegen der deutsche Staatsminister Schmidt-Ott ist, der den Ring des Lippowitz gleich annektieren, nämlich zu Anschlußzwecken benutzen möchte:

Die Ausdehnung des Burgtheaterringes auf das gesamte Deutschland läge auf dem Weg zur Betonung der kulturellen Einheit zwischen Deutschösterreich und dem übrigen Deutschland. Ich kann nur alles begrüßen, was diesem Ziele dient.

Ja, Schmarren, beziehungsweise Kuchen — wir geben unsern Lippowitzring nicht her und lassen ihn nicht so weit ausdehnen! Deutschland erblickt in ihm ein Mittel, uns einzufangen, aber daraus wird nichts. Weit bescheidener ist Hans Müller, der es sich an der symbolischen Bedeutung des Ringes genügen läßt, welcher ihm den schon vorhandenen mystischen Bund zwischen dem Dichter und dem Schauspieler zu besiegeln scheint. Ganz in diesem Geist, aber etwas gereizt und offenbar meinen Widerspruch vorwegnehmend, beginnt Salten:

Es steht doch außer Frage, daß die sinnvolle Stiftung des Burgtheaterringes eine dankenswerte Tat ist.

Es gelingt ihm, mich zu schweigen. Trebitsch verlangt geradezu, daß die Tat in den Annalen des Burgtheaters gebucht werde, und glaubt garantieren zu können, daß sie dann niemals daraus verschwinden wird. Der Bundestheaterpräsident Prüger wäre der Anregung gewiß zugänglich, wenn er nicht von jenem Schneiderhan abgelöst würde, der für solche Eintragungen als ehemaliger Führer des Männergesangsvereins ein Reibsackl bereithält. So begnügt er sich denn, das große Mysterium des künstlerischen Bühnenerlebnisses aus dem vollwertigen Zusammenwirken der beiden Faktoren herzuleiten, denen der Lippowitzring zuteil wird. Um aber derlei Bundestheater besonders anschaulich zu machen, hat ihm der Setzer, vermutlich fasziniert von dem Gedanken Bahrs, den folgenden Streich gespielt:

So scheint der Burgtheaterring einen guten Geist zu bergen, der nicht nur seinem Stifter, sondern auch dem Burgtheater selbst und nicht zuletzt dem kunstsinnigen Wien alle Ehe macht.

So daß also aus dem Verlobungsring schon ein Ehering geworden wäre. Auch die beiden Friedenstäuberiche von Paris tragen ihn im Schnabel, die Herren Alfred Kerr und Thomas Mann, und finden sich gepaart auf der Kulturtribüne des Neuen Wiener Journals. Und noch etliche andere haben sich nicht gescheut, die ausgesprochensten Bankettphrasen wunschgemäß und mit dem

Mangel an Phantasie, der nicht einmal die Identität ahnt, zu servieren. Albert Einstein freilich zieht sich mit einer Verbindlichkeit, die an Grobheit grenzt, aus der Affäre:

Diese feine Art, künstlerische Verdienste auszuzeichnen und anzuerkennen, finde ich sehr hübsch.

Zu viel! Aber das Gesetz der Relativität geistiger Würde tritt sofort in Erscheinung, wenn der Zeitungsmensch in eine Gelehrtenstube einbricht, und gestattet selbst einem Menschen solchen Ranges nicht, mit einem stummen Hinauswurf vorzugehen. Lippowitz der Stifter fragte die hervorragenden Persönlichkeiten, was sie von seiner Wohltat halten. Hätte einer etwa den Mut gehabt, die Frage unbeantwortet zu lassen oder in meinem Sinne zu beantworten, dann möchte ich wünschen, daß er auch den Mut habe, sich bei mir zu melden. Ich glaube aber nicht, daß ich so viele Zuschriften bekommen würde wie der Mann, dessen Name so unvermittelt aus den Akten des Landesgerichts in die Annalen des Burgtheaters übergegangen ist.

4 Mann

Gewisse Inkorrektheiten

Der ‚Tag‘ drückt es so aus:

Wie bekannt, wurde vor einiger Zeit gegen das »Neue Wiener Journal« und dessen Herausgeber in der Öffentlichkeit die Anschuldigung erhoben, es seien bei der Rückzahlung einer vom »Neuen Wiener Journal« in der Depositenbank gemachten Bareinlage von 6½ Milliarden gewisse Inkorrektheiten vorgekommen. Die Anwürfe wurden vom kompetenten Gericht zum Anlaß eines Vorverfahrens genommen, das nunmehr mangels jeden strafbaren Tatbestandes eingestellt werden mußte. Das »Neue Wiener Journal« teilt in seiner heutigen Folge diese Tatsache mit und schließt seine Feststellung mit dem Satz: »Die mit besonderer Gründlichkeit und unter Aufbietung eines umfangreichen Zeugen- und Beweisaktenmaterials geführte Untersuchung hat einwandfrei erwiesen, daß die Haltung des Blattes und seiner Funktionäre in jeder Hinsicht tadellos gewesen ist.«

Also nur keine Übertreibungen in einem Milieu, wo man sich im Ausdruck so zu zügeln weiß. Und was heißt »Folge«? Seit wann gehn wir mit Thors Hammer in die Freimaurerloge? Wohl verbindet sich mit »Nummer« die noch frische Vorstellung von Gerichtsakten, aber der ‚Tag‘ sollte nicht die Sprache jener

„Deutschösterreichischen Tageszeitung“ sprechen, die ihn selbst gewisser Inkorrektheiten beschuldigt hat. Es sind Fremdwörter, wie sie höchstens ein Alldeutscher im Munde führen kann oder der bechowete Revolutionär (ehrenhafte Umstürzler) vom „Abend“, der grundsätzlich nur »Anschritt« sagt und der, wie es seine Gewohnheit ist, bei einem guten Buch unter der Lampe saß, während sein »Hauptschriftleiter« erpressen ging. Wenn die Tätigkeit des Neuen Wiener Journals keine Konsequenzen hat, so freuen uns die Folgen auch nicht. Zum Übermut liegt kein Grund vor und aus der Mangelhaftigkeit des Strafgesetzes auf die Tadellosigkeit des Neuen Wiener Journals zu schließen, heißt über die Stränge schlagen, weil sie einmal nicht gebrauchsfähig waren. Nein, der Sonnenblick dieses Ausgangs wird die Herbststimmung im Wiener Blätterwald kaum vergolden. Freilich übertreiben jene, denen die Reinigung Wiens am Herzen liegt, den Pessimismus wieder in der andern Richtung, erwarten nach dem Gesetz der Serie nunmehr eine Folge weiterer »Einstellungen« und sehen bereits »einen Erpresser nach dem andern außer Verfolgung gesetzt«. Aber besonders was den einen betrifft, übernehme ich den Part des Optimisten. Denn wenn es sich sonst nur um Tümpel der Korruption handeln mag, die gleichwohl mit einem unzulänglichen Strafgesetz kaum auszuschöpfen sind, so wäre es doch kraft des Naturgesetzes unmöglich, einen immer fließenden Strom von Tatsachen ohneweiters »einzustellen«. Nein, hier bin ich mehr Schwarzseher als Pessimist und glaube schon, daß, wenn ich lebe und wirksam bleibe, trotz aller aktiven Resistenz der Zufallsmächte dieses Staates und aller passiven Assistenz seiner Preßmächte der Tag grauen und die Stunde schlagen wird, wo der § 98 b seine Anwendung findet, der da besagt, daß

derjenige der mittelbar oder unmittelbar, schriftlich oder mündlich, oder auf andere Art, mit oder ohne Angabe seines Namens, jemanden mit einer Verletzung an Körper, Freiheit, Ehre oder Eigentum in der Absicht bedroht, um von dem Bedrohten eine Leistung, Duldung oder Unterlassung zu erzwingen, wenn die Drohung geeignet ist, dem Bedrohten mit Rücksicht auf die Verhältnisse und die persönliche Beschaffenheit desselben, oder auf die Wichtigkeit des angedrohten Übels begründete Besorgnisse einzulösen; ohne Unterschied, ob die erwähnten Übel gegen den Bedrohten selbst, dessen Familie oder Verwandte, oder gegen andere unter seinen Schutz gestellte Personen gerichtet sind, und ob die Drohung einen Erfolg gehabt hat oder nicht

/m

eine Inkorrektheit begeht. Und ich halte den Imre Bekessy für den inkorrektesten Menschen, der sich jemals in Wien aufgehalten hat.

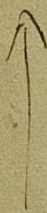
Vor dem Café Zentral

Vor dem Landesgerichtsrat Dr. Etmayr des Strafbezirksgerichts I war gestern die vierzigjährige Klavierspielerin Amalia M. wegen Bettelns angeklagt. Einer polizeilichen Anzeige zufolge hatte die Beschuldigte am 8. Februar d. J. vor dem Café Zentral die Passanten durch längere Zeit angebettelt. Die Beschuldigte ist die Frau eines Schneidermeisters, an dessen Seite sie, wie der Polizeibericht besagt, ein Jammerdasein führt, da der Mann ein notorischer Trinker und jeder Arbeit abhold ist. Sie wohnt in Simmering in einem finsternen Kellerraum. Nach einem Vermerk in den Akten ist sie in ihrem Bezirk als Bettlerin amtsbekannt und auch bereits viermal, zuletzt im Jahre 1921 wegen Bettelns vorbestraft. Vor Gericht erklärte die Frau, daß sie den Passanten Planeten zum Kauf angeboten habe. . . . Der Richter verurteilte die Beschuldigte im Hinblick auf ihre Vorstrafen zu vier Wochen strengen Arrests, verschärft durch schwere Arbeit während der Dauer der Strafzeit.

Und wenn drinnen geschnorrt wird, da gib't nichts? Wenn der Ruf »Kellner, zahlen!« dem Gerufenen eine Verpflichtung auferlegt? Oder was geschieht, wenn die Stammgäste verantwortliche Redakteure sind und für welche Schandtat immer die pflichtgemäße Obsorge vernachlässigen? Dann gehen sie, falls sie bereits vierzimal vorbestraft sind, frei aus. Es ist, als hätte für sie alle der Schandor Weiß gebüßt. Vor dem Café Zentral aber ist's gefährlich: wenn man dort Planeten verkauft, anstatt in seinem finstern Kellerraum zu bleiben. Zur Strafe für ihr Jammerdasein kommt eine in den Arrest. Die Herren Castiglioni und Bosel, denen der Polizeibericht nichts Ähnliches nachsagt, haben den Passanten vor dem Café Zentral gewiß schon größeren Schaden zugefügt, aber freilich auch dessen Stammgästen größere Wohltaten. Ja, Kamele schlucken (oder Haifische) und Mücken seigen: das scheint gemäß der Bibel nun einmal zu den Aufgaben der irdischen Justiz zu gehören. Oder nach Shakespeare:

Zerlumptes Kleid bringt kleinen Fehl an's Licht,
Talar und Pelz birgt Alles. Hüll' in Gold die Sünde,
Und harmlos bricht der starke Speer des Rechts; —
In Lumpen, — des Pygmäen Halm durchbohrt sie.

nig
von 16?



Wenn nig
Drehung,
nig, was
was 12
Wendung nig
spinnig,
es Mücken be
hifraum mit ka
nig
mit d' ande

130

— 45 —

Daß Landesgerichtsräte nach dem Strafgesetzbuch judizieren, kann ein Vergehen sein, und kein mildernder Umstand ist, daß sie so oft nach dem Strafgesetzbuch nicht judizieren. In allen Fällen sollten sie, gegenüber kleinem wie großem Fehl, nach dem »König Lear« judizieren. In einem der Planeten, die jene verkauft hat, muß etwas über die Zukunft einer Weltordnung zu lesen sein, deren grausame Kontraste die Gerechtigkeit verschärft, anstatt daß ihr durch die Binde die Tränen quellen.

um in ...
 24. 16
 1. 10. 1890
 "1. 10. 1890"
 1. 10. 1890

Ein vornehmer Charakter

braucht Pinke und sucht sie wie folgt:

Heiratsgesuch.

Ein weit über Deutschlands Grenzen bekannter Großkaufmann mit überseeischen Besitzungen, Mitte 40 Jahre, im Besitz voller Jugend, sucht Annäherung mit großzügig veranlagter, für Überseeereisen passionierter Dame, welche die Absicht hat, sich mit einem vornehmen Charakter zu ergänzen und entsprechendes Vermögen besitzt, da nur solches ein harmonisches Zusammenleben auf Grund der passionierten Lebensweise des Suchenden garantiert. Strengste Discretion bleibt nebst Gott das Höchste.

unmöglich
 kein!

Rauschen der Seide Gottes

von der 'Wiener Allgemeinen Zeitung' erlauscht:

»Eros«

Ein Buch Gedichte von (Graf) Adalbert Sternberg

Man kennt die vehemente, stürmische Art des Grafen Sternberg. Aber man hat bisher nicht gewußt, daß er auch in der Lyrik vehement und stürmisch sich auszuwirken vermag. Der Gedichtband »Eros«, der soeben im Verlag der »Tagesfragen« erschienen ist, legt dafür außerordentlich beredtes Zeugnis ab.

»Das Rauschen der Seide Gottes über den Saft meines Herzens« nennt Sternberg seine Lyrik im Untertitel des Buches. Es handelt sich zum großen Teil um Erotik, die manchmal so frei, so unverhohlen durch die Worte bricht — wie man eben bei Adalbert Sternberg immer darauf gefaßt sein muß.

Seinen Gedichten stellt der temperamentvolle Autor eine Vorrede in Prosa voran: »Der Weg zum Schönen«, Sätze, in denen er klar seinen Standpunkt festlegt: »In der bildenden Kunst hat man selbst die Kirchen der Nudität geöffnet, warum verfolgt man sie in der Lyrik? ... Die Kunst fordert Brunst. So haben die großen Meister Muttergottesbilder sogar voll sanfter, edler Sinnlichkeit gemalt. Die Wollust ist das zeugende Prinzip und daher wirkt sie schöpferisch auf den Künstler ... Die deutsche Lyrik ist an ihrer Prüderie zugrunde gegangen. Kann wahre Kunst Kleider vertragen? Nein, aber wenn, nur durchsichtige. Ich habe den Weg zum Schönen stets über den Anblick eines schönen Busens gesucht. Dort liegt der Gipfelpunkt der Werke Gottes ... Alle meine Gedichte wurden von schönen Busen geschrieben. Ich erwähne dies nur des wirklich sachlichen Interesses wegen. ...«

Unsere Leser kennen bereits Proben aus dem Gedichtbuch »Eros«, die uns (Graf) Sternberg seinerzeit zum Vorabdruck zur Verfügung gestellt hat. Die Gedichte sind interessant und zeigen einen interessanten Mann in einer Selbstbeobachtung, die sonst gewöhnlich hinter Vorhängen versteckt bleibt.

Derselbe

Ich bin meines Zeichens ein Dichter. Ich habe Wien geliebt, weil es, wenn Paris das Gehirn der Welt ist, die Dichterheimat der Welt war. Wien war ein körpergewordenes Gedicht. Wer den Kaiser mit seinen Schimmeln von Schönbrunn hereinfahren gesehen hat, der hat ein Gedicht gesehen. Den wahren Vater unter seinen Kindern! Wer dabei war, wie der wilde Antisemit Dr. Karl Lueger den Doktor Frischauer, die Quintessenz des Judentums, mit Du ansprach, wer den stolzen Prinzen Louis Liechtenstein beim »Luchsen« den Wasserern die Hände drücken, wer bei der guten Kathi Schrott alle vom Schicksal Verwundeten Hilfe suchen, wer den Paul Schulz Minister ernennen und stürzen, wer Girardi vor den Häschern eines Millionärs flüchten, wer die Fürstin Metternich beim Fahren alle Passanten zuerst grüßen sah, wer alle schönen Ballettmädchen gut kannte und manchen Hausmeister zum Schwiegervater hatte, wer die Hauptallee im Prater hin und her sauste und dort nur bekannte Gesichter sah, wer täglich »jetzt drah'n ma um und drah'n ma auf« sang, der mußte, ob er wollte oder nicht,

ein Dichter werden. Es gab nur einen Wochentag in Wien, und das war der blaue Montag, zum Unterschied von der heutigen roten Woche. Wien war eine Stadt, wo jeder Wasserer ein Adelige war.

Wenngleich nicht jeder Adelige ein Wasserer; oder doch nur dem äußern Anschein nach. Immerhin scheint erklärt, daß der Autor dieser Sätze seines Zeichens ein Dichter ist. Ob er wollte oder nicht, denn er sang täglich »jetzt drah'ma um und drah'ma auf.« Man kann sich gar nicht vorstellen, wie viel solche Dichter, dem Drah'ma zugeneigte, es seinerzeit in Wien gegeben hat, wiewohl das Genre sich auch nach dem Umsturz erhalten zu haben scheint. Aber auch die andern Dichtungsarten blühten unter der Regierung Franz Josephs, der freilich von unserm Dichter bei Lebzeiten nicht eigentlich idyllisch erfaßt wurde und mehr als Rabenvater seiner Kinder. ¹²Übrigens behauptet er auch nicht, daß jeder, der den Franz Joseph von Schönbrunn hereinfahren sah, zum Dichter wurde, sondern nur, daß da ein Gedicht zu sehen war. Aber diese Gelegenheit bot einem schließlich auch eine Mehlspeise, die ja in Wien bekanntlich immer ein Gedicht war. Dagegen mußte jeder Wiener zum Dichter werden, auch wenn er nicht gerade beim Drama mittat, sondern nur Zeuge der charakteristischen Szenen war, die sich dem Betrachter allenthalben darboten. Wer etwa das Glück hatte, dabei zu sein, wie der Dr. Lueger den Dr. Frischauer mit Du ansprach, der wurde zum Dichter. Nicht viele dürften es erlebt haben, aber es war vielleicht der erste Eindruck, der für die Produktion Sternbergs bestimmend war. Eine ähnliche Wirkung erzielte der Anblick, wie der Paul Schulz Minister ernannte und stürzte, obgleich gewiß noch weniger Leute Zeugen dieses Vorgangs waren, aber es sprach sich herum und das genügte. (Die Legende übertreibt hier wohl und sein Witz, der vielleicht Minister zerstören, aber nicht aufbauen konnte, war stärker als sein Einfluß. Sicher war er ein besseres österreichisches Original als der Sternberg, der zwar an ihm zum Lyriker, an dem er aber zum Satiriker wurde; und sein Gedenken lebe fort in der Antwort, die er einer jüdischen Familie auf eine französische Einladung zum Nachtmahl geschrieben hat: »deja bien, je vien.«) Wer nun erinnerte sich nicht der anfeuernden Wirkung, die die Szene ausübte, wie Girardi vor den Häschern eines Millionärs flüchten mußte? Vollends aber konnte

12
15

12
15

2

man sich einen Vers darauf machen, wie die Fürstin Metternich, beim Fahren alle zuerst grüßte; denn das war noch anders als mit dem Franz Joseph, da wurde man produktiv, da sprang es jedem Wiener von den Lippen: »s gibt nur a Kaiserstadt, 's gibt nur a Wien, 's gibt nur a Fürschtin — —«, jenes kostbare Gedicht, das der heimgekehrte Ungar leider mit dem Reim abschloß: »Die Paulin Metternich«. Er war eben kein Dichter, weil er kein Wiener war. Dagegen standen massenhaft Lyriker beim Ballett-Türl in der Operngasse, um auf die Muse zu warten und mit ihr hinüber zum Sacher zu gehen, in einen vom Treiben der Welt abgesonderten Raum, wo man ungestört dichten konnte. Diese ganze Herrlichkeit ist dahin, es gibt keine Dichter mehr, mit Ausnahme des Montschi Sternberg, und wenn Herr Dr. Hainisch heute ausfährt, so ist das kein Gedicht. Dagegen könnte noch immer ein Epigramm entstehen, wenn man die Langmut der Republik einem Ausländer gegenüber betrachtet, der von der Polizei ausgewiesen wurde, darum hier leben und leiben darf und die Rundfrage eines Revolverblattes »Gefällt es Ihnen noch in Wien?« anstatt mit dem Lob der unveränderten Gemütlichkeit mit einer Verhöhnung der »roten Woche« beantwortet.

Derselbe

Die Bilder Polzers .. teilen sich in zwei Gruppen: in Landschaften und in mystische Bilder. Also, um mich dichterisch auszudrücken, in epische Bilder und in Romanzen.... Polzers Darstellungsfähigkeit ist tadellos, was man am besten daran erkennt, daß man nicht das Gefühl hat, Bilder, sondern die Wirklichkeit zu sehen.... Das Jauchzen des Herzens des Wanderers lächelt uns aus dem Bilde entgegen.... Das Meer ist ein Koloß, das in der Berührung mit der Küste einem Mädchen gleicht, das mit einem Löwen tändelt. Die Flut leckt die grauen, schroffen, kalten Felsen, und das dabei empfundene sonnige Lustgefühl schäumt bei der Brandung auf. Dieser Gedanke wird lebendig, wenn man das Bild Polzers »Die Flut« betrachtet.... Noch ein Bild möchte ich erwähnen: »Die Kaiserplatane«. Der herrliche Baum steht da in seiner Pracht

